



»Auff dem Felde, inn der Kirchen, oder auff dem meer«

Gottesdienste an anderen Orten feiern

Lutz Friedrichs

»Auff dem Felde, inn der Kirchen, oder auff dem meer« könne man, so Martin Luther, Gottesdienst feiern. Das, was sich modern anhört, ist gar nicht so modern – oder anders gesagt: es ist die reformatorische Sicht, die auf der Schwelle zur Moderne bereits modern gedacht hat, zeigt Lutz Friedrichs.¹

Gottesdienst kann, muss aber nicht in der Kirche stattfinden. Es sind auch »andere« Orte denkbar, das Feld, das Meer oder, was heute stärker in den Blick gerät, der Bahnhof, das Museum oder die Einkaufsgalerie. Wenn hier von »anderen« Orten die Rede ist, dann aus der Perspektive dessen, was landläufig gilt: Gottesdienste werden in der Kirche gefeiert. Demgegenüber sind auch andere Orte möglich. Das ist nicht neu. Gemeinden feiern Gottesdienste zu Christi Himmelfahrt im Grünen, bei Vereinsjubiläen auf dem Sportplatz oder an der Anglerhütte, bei der Kirmes im Bierzelt, bei Stadtteilfesten auf einem öffentlichen Platz oder in der Scheune am Heiligen Abend. Was neu ist und dem hier weiter nachgegangen werden soll, ist die Suche nach Orten, die ein besonderes Erlebnis versprechen und gottes-

dienstlich erst noch entdeckt sein wollen. Mit einem solchen Ortswechsel verbinden sich Fragen: Warum sollen wir uns auf andere Orte einlassen? Wir haben doch unsere Kirchenräume. Sind sie nicht gerade heute, wo wir nach kirchlichem Profil suchen, unsere Stärke? Und weiter: Wie stark ist der Einfluss anderer Orte auf den Gottesdienst? Befördern andere Orte – oder verhindern sie – die Begegnung mit Gott? Wer gottesdienstlich, zugespitzt formuliert, in die »Fremde«

geht, setzt seine eigene Identität aufs Spiel. Aber könnte es nicht sein, dass genau ein solches Herausgehen erforderlich ist, um zu sich selbst zu kommen?

I. Gottesdienste an anderem Ort – ein Überblick

Das Interesse an Gottesdiensten an anderem Ort ist ein Hinweis darauf, dass sich unsere Gottesdienstkultur stark verändert. Viele Gemeinden sind auf der Suche nach neuen Formen, anderen Zeiten und besonderen Orten des Gottesdienstes in der Hoffnung, damit auch andere Menschen als sonst für Kirche zu interessieren.

PD Pfarrer Dr. Lutz Friedrichs, Jahrgang 1963, Referent für Theologie, Gottesdienst und Kirchenmusik der Evang. Kirche von Kurhessen-Waldeck, PD für Prakt. Theologie in Göttingen, Arbeitsschwerpunkte: Gottesdienstkultur der Gegenwart, Kasualien, Theologie und Literatur, Dissertation: Autobiographie und Religion der Spätmoderne. Biographische Suchbewegungen im Zeitalter transzendentaler Obdachlosigkeit (Stuttgart 1999), Habilitation: Kasualpraxis in der Spätmoderne, Bausteine zu einer Praktischen Theologie der Übergänge (Leipzig 2008).

Zwei Phänomene beeinflussen unsere Gottesdienste in besonderer Weise: Die Pluralisierung und die Ästhetisierung, man kann auch sagen, Eventisierung. Das hört sich sehr abstrakt an. Aber das, was gemeint ist, lässt sich konkret beschreiben. Pluralisierung bedeutet: Die Orte, an denen Gottesdienste gefeiert werden, werden vielfältiger. Es kann, wie üblich und erwartet, die Kirche im Sinn des Kirchenraums sein. Aber es werden auch andere Orte gesucht. Die Motive sind sehr verschieden. Die Bestattung, einst auf dem Friedhof »verortet«, sucht sich

Gottesdienste im Museum, dem Bahnhof oder in der Tram signalisieren unsere Bereitschaft, herauszugehen und bei den Menschen zu sein.

heute andere Orte, insbesondere den Friedwald oder Ruheforst. Hier mischen sich soziale, finanzielle und religiöse Motive im Kontext einer sich pluralisierenden Bestattungskultur. Bei der Suche nach anderen Orten sind aber auch ästhetische Motive mit im Spiel, verbunden mit dem Anliegen, hier etwas Besonderes erleben zu können, so besonders bei der Trauung. Fand sie einst in eher nüchternen Amtsstuben statt, bieten heute Standesämter verschiedene Arrangements an, immer in Verbindung mit einem besonderen Ort, sei es in der Natur, sei es in einem Schloss, sei es in einer historischen Tram. Es ist keine Frage, dass dieser Zug der Zeit Folgen für die Wünsche an die kirchliche Trauung hat: Auch sie soll, wenn nicht in der Kirche, an einem besonderen Ort gefeiert werden. So werden unsere Gottesdienste, ob wir wollen oder nicht, von dem bestimmt, was gern als Eventisierung bezeichnet wird.

Gottesdienste an anderem Ort – welche Orte sind gemeint, welche Orte sind möglich? Eigentlich sind, was die Wahl des Ortes betrifft, der Phantasie kaum Grenzen gesetzt. Das Handbuch »Gottesdienst-Orte« (2007) führt nicht weniger als 86 Orte auf, von »Auf Schalke« über »Berg«, »Fußgängerzone«, »Markt« oder »Oper« bis hin zu »Wald«, »Zirkus«, »Zoo« und »Zug«. Das Konzept des Handbuchs ist auf »Entdeckungen« (2007, 6) aus, sucht das Überraschende, Neue, Unvorhergesehene« (ebd.). Das EKD-Projekt »Andachten anders« hingegen systematisiert die Suche nach neuen Gottesdienstorten nach sieben Gesichtspunkten, die hilfreich sind, sich einen Überblick zu verschaffen: 1. Im Kino, Museum oder Theater, 2. Unterwegs, 3. Bei Unternehmen, 4. In Institutionen, 5.

An Orten der Hilfe und Solidarität, 6. Im virtuellen Raum und 7. In Kirchen.

II. Die Religion der kulturellen Orte heute

Was veranlasst uns als Kirchen, Gottesdienste an anderem Ort zu feiern? Ich versuche, die Motivlage aus kirchlicher Handlungsperspektive auszuloten – und nicht primär der Sicht der Leute zu folgen, wenn sie sich für den Friedwald als Ort der letzten Ruhe oder das Schloss als Ort ihrer Traumhochzeit entscheiden. Vielmehr frage ich, was sich gottesdienstlich mit anderen Orten verbindet, wenn sie aus Sicht der Gemeinden, Pfarren, Prädikanten, Gottesdienstteams bewusst gesucht werden.

Ein Motiv ist sicher die Suche nach mehr Alltagsnähe unserer Gottesdienste: Gottesdienste im Museum, dem Bahnhof oder in der Tram signalisieren unsere Bereitschaft, herauszugehen und bei den Menschen zu sein – das umso deutlicher, als aus der »Komm-Struktur« des Gottesdienstes eine »Geh-Struktur« wird: ein deutliches Signal und ein Spiegel unseres sich wandelnden Selbstverständnisses. Und dieses andere Selbstverständnis ist genau dort sichtbar, wo Kirche als Kirche wahrgenommen wird: in ihren Gottesdiensten.

Ein weiteres, nicht ganz so offensichtliches Motiv sehe ich darin, an der »Religion anderer Orte« teilhaben zu wollen. Denn es ist typisch für die moderne Gesellschaft, dass das, was ursprünglich kirchlich beheimatet war, in Gesellschaft und Kultur diffundiert ist: Es gibt heute so etwas wie die Religion der Kinos, des Sports oder der Politik (Dai-ber 1996). Der Gang in diese »Fremde« ist für uns ein Akt der Öffnung und Hoffnung, dort etwas zu entdecken, was Menschen in ihren tieferen Schichten angeht, wir aber mit unseren Traditionen, Symbolen und Ritualen nicht anzusprechen vermögen. Neues soll entdeckt werden, nicht, um sich darin zu verlieren, sondern vielmehr um zu sich selbst zu kommen. Denn evangelisch bedeutet ja, Glauben nicht sakral abzuzirkeln, sondern weltlich zu öffnen. Ich gehe also von so etwas wie einer Religion kultureller Orte aus, ohne hier diskutieren zu können, was unter Religion verstanden sein will und ob eine solche Deutung angemessen ist. Stattdessen will ich zwei Beispiele ausführen.

1. Das ozeanische Gefühl – oder:

Die Religion der Museen

Wer unsere Kultur aufmerksam wahrnimmt, wird feststellen: Es geht mehr und mehr um ein Erlebnis; wir leben in einer Erlebnisgesellschaft, in der Events erwartet werden. Dabei ist die Grenze zwischen Event und Re-

ligion fließend. Mir ist das aufgefallen beim Besuch des Ozeaneums in Stralsund. Wer dieses Museum besucht, trifft nicht auf einen Ort, an dem es primär um Information geht, sondern um Erlebnis – das Erlebnis eines besonderen Gefühls. Schon der Gang durch das Museum ist ein Erlebnis – und genau festgelegt. Er folgt einer eigenen Liturgie. Nach dem Einlass (Eingangsschwelle) erfolgt zunächst eine Annäherung an das Thema über historische Präparate (Information), dann über in überdimensionalen Aquarien lebende Meeresbewohner (Beobachtung) bis hin zum Erlebnis der Welt des Meeres in einem Raum, der ein ozeanisches Gefühl inszeniert: Am Ende und Höhepunkt des Rundgangs gelangen Besucherinnen und Besucher in den dritten Stock eines riesigen, fensterlosen Raums, sehen im Eins-zu-eins-Format Wale im Raum »schwimmen«, steigen im »Allerheiligsten« abwärts, um sich auf Liegestühlen unter die Wale zu legen, um nun das Gefühl eigener Kleinheit im Weltmeer zu erleben. Was folgt, ist eine sinnlich-appellative »Predigt« im 30-Minuten-Takt: Die einzelnen Wale werden angestrahlt, untermalt von sphärischer Musik, eine Stimme aus dem Off informiert über die Bedrohung »Mensch« und entlässt die Zuhörerinnen und Zuhörer mit der Aufforderung, »Greenpeace« beizutreten und sich für die Wale zu engagieren. Das Ozeaneum ist ein kultureller Ort mit einer eigenen Liturgie. Für uns in den Kirchen ist eine solche Wahrnehmung aufschlussreich: Sie lässt erahnen, wo religiöse Bedürfnisse heute wie verortet sind und inszeniert werden. Wäre es nicht gut, daran teilhaben zu können? Können unsere Liturgien davon lernen? Sollten wir nicht auch an solchen Orten Gottesdienst feiern?

2. Suche nach Anerkennung – oder:

Die Religion der Einkaufsgalerien

Ist im Museum die religiöse Dimension unserer Kultur in dieser Weise offenbar, gibt es andere Orte, an denen sie eher verborgen ist und erst entdeckt sein will. Als Beispiel nenne ich das moderne Einkaufszentrum. In einem aufschlussreichen Projektbericht zeigt Jochen Cornelius-Bundschuh, wie moderne Einkaufsgalerien als »Kathedralen des Konsums« (2005, 44) verstanden werden können: Ihre religiöse Dimension bestehe darin, mehr zu sein als nur ein Ort des Einkaufens. Denn Einkaufen heute soll »ein Erlebnis sein, das über sich hinausweist. Es geht nicht mehr nur um das, was gekauft wird, oder um den Nutzen eines Produkts. Der Einkaufsbummel hat einen Wert in sich: er verschafft denjenigen, die in der Galerie unterwegs sind, Anerkennung, spezifische Erfahrung von Individualität und sozialer Ordnung.« (ebd.)

Ist die Deutung als Religion auch umstritten, wird doch deutlich, dass an diesem Ort das, um was es auch uns in der Kirche geht und bei uns oft abstrakt-lehrhaft bleibt – Anerkennung, Individualität und Freiheit –, konkret erlebbar wird: »Wer durch die Einkaufsgalerie bummelt, wird [...] als potenzieller Kunde anerkannt, in seiner [...] Besonderheit umworben und muss sich seine Anerkennung nicht erst durch Arbeit oder Kommunikation erwerben.« (48) So gesehen, reizt ein solcher Ort geradezu zu einem Gottesdienst. Aber es stellt sich auch die Frage,

Gottesdienste, die in Kirchenräumen stattfinden, sind bei sich selbst; verlassen sie diesen Raum, stehen sie auf dem Spiel.

ob es gelingen kann, »sich in einem fremden Tempel«, wie es der Soziologe Hans Georg Soeffner sagt, »zu bewähren und erfolgreich zu bewegen, ohne sich dessen Gesetzen, Ritualen und Zielen zu unterwerfen oder sich bei dessen Weltanschauung und Ästhetik anzubiedern« (Soeffner, 2002, 132). Wer sich in die Fremde wagt, riskiert die eigene Identität: Die Einkaufsgalerie als moderne Kathedrale des Konsums lässt besonders deutlich das Risiko hervortreten, mit der eigenen Tradition sich in die »Fremde« der Lebenswelt heute zu bewegen: Ist es möglich, im fremden Raum das Eigene zu sagen und zu inszenieren?

III. Was ist Gottesdienst?

Wer Gottesdienste an anderem Ort feiert, ist gefordert, sich der eigenen Tradition zu vergewissern. Gottesdienste, die in Kirchenräumen stattfinden, sind – jedenfalls auf den ersten Blick – bei sich selbst. Verlassen sie diesen Raum, stehen sie auf dem Spiel. Denn sie werden nicht mehr durch Altar, Kanzel oder Kirchenbank in ihrer kommunikativen Absicht gestützt. Hier muss der Gottesdienst als Gottesdienst gleichsam auch sich herauserkennbar werden. Das ist gar nicht so einfach, denn jeder Ort hat eine Eigenlogik und eine eigene Form der Deutemacht. Das wird am Beispiel der Einkaufsgalerie unmittelbar deutlich: Ihr Sog von Konsum, Erlebnis und Flanieren kann so stark sein, dass es manchem schwer fallen wird sich vorzustellen, hier Gottesdienst zu feiern. Umso dringlicher ist es, sich dessen zu vergewissern, was Gottesdienst unserem Verständnis nach ist. Ich beschränke mich hier auf drei biblisch-reformatorische Einsichten:

1. Es gibt nach evangelischem Verständnis nicht »den« Gottesdienst, sondern Gottesdienst nur in je verschiedenen Formen. Die Leipziger EKD-Synode 2007 nennt als entscheidendes Kriterium die auf Lebenserneuerung zielende, gemeinschaftlich stattfindende »Gottesbegegnung«. Wie, in welcher Form sich diese Gottesbegegnung ereignet, lässt sich nicht festschreiben. Eine Konsequenz dieser Einsicht ist, dass der agendarische Gottesdienst am Sonntag eine Spielart des Gottesdienstes neben anderen ist. Selbstverständlich ist diese Einsicht nicht, weder in der Praxis noch in der Theorie. Aber es setzt sich heute mehr und mehr ein offenes Verständnis von Gottesdienst in diesem Sinn durch. Eine weitere Konsequenz ist, dass Gottesdienste in ihrer Form gestaltungs-offen sind: Sie müssen fragen, wie es gelingen kann, Menschen heute in Situationen der Gottesbegegnung gelangen zu lassen.
2. Es zählt nach evangelischem Gottesdienstverständnis nie nur die Form oder der Ort an sich. Weder sind Formen sakrosankt noch Räume, auch nicht Kirchenräume. Es kann nicht schaden, sich der typisch evangelischen, d.h. funktionalen Sicht auf den Gottesdienst und seine Räume zu erinnern. Worauf es ankommt ist, dass Menschen, wie Luther sagt, zum Glauben »gereizt« werden. Gottesdienst sei an jedem anderen Ort möglich, so »beim Brunnen oder anderswo« (WA 49, 592), »auf eim Platz unter dem Himmel, und wo raum dazu ist«, »auff dem Felde, inn der Kirchen, oder auff dem meer« (WA 31 I, 179). Entscheidend sei nur, dass das Wort Gottes gehört werde. Dabei unterstreicht Luther die Stärke des Gemeinschaftlichen: »Man kann und sol wol uber, an allen orten und alle stund beten. Aber das Gebet ist nirgend so krefftig und stark, als wenn der gantze hauffe einrechtlich mit einander betet« (WA 49, 593). Diese Öffnung des Gottesdienstes zur »Welt« hin hatte zur Folge, dass der Kirchenraum und seine Rituale in der Geschichte des evangelischen Gottesdienstes eher in den Hintergrund traten, ja sogar deskriptisch behandelt wurden. Heute hat sich das – mit Recht – verändert: Es gibt, auch bei uns, eine neue Aufmerksamkeit für die Bedeutung von Räumen und Ritualen.
3. Es gilt, die biblische Tradition in ihrer produktiven »Störung« herkömmlicher Vorstellungen von Gottesdienst ernst zu nehmen. Biblisch gesehen sind Liturgie und Leben eng aufeinander bezogen. Es gibt nicht Gottesdienst nur »an sich«. Widerspricht das Leben der Liturgie, wird

diese scharf kritisiert (»Ich bin euren Feiertagen gram und verachte sie...« – Am. 5,21). Stattdessen ist das Bitten für andere ebenso konstitutiv wie das Dankopfer oder die Kollekte für die ärmeren Gemeinden. Sodann widerspricht die biblische Tradition jeglicher Art liturgischer Selbstabkapselung. Das betrifft auch die Form der Feier: Ist sie »unverständlich«, muss sie verändert werden (s. 1. Kor. 14,16). Gottesdienst soll kein geschlossener Kreis sein. Vielmehr geht es um einen produktiven Austausch zwischen Nahen und Fernen. Dabei ist so etwas wie eine biblische Sympathie für die Fernstehenden zu erkennen (s. u.a. Lk. 18,13f) – vielleicht, weil die biblische Tradition besonders hellhörig ist für die Gefahr binnenliturgischer Verengungen.

IV. Kino – Einkaufsgalerie – Stadt: Drei Praxismodelle

An drei Praxismodellen will ich deutlich machen, wie unterschiedlich »der andere Ort« gottesdienstlich wirksam wird oder werden soll. Ich unterscheide 1. kulturnahe, 2. kulturoffene und 3. kulturkritische Modelle und verbinde die Modelle je mit einem »anderen« Ort, mit dem Kino, der Einkaufsgalerie und den »Wundmalen« einer Stadt, beschränke mich hier also auf kulturelle und gesellschaftliche Orte und lasse den wichtigen Bereich »Natur« unberücksichtigt.

1. Das Kino – oder: Kulturnahe Gottesdienste für Suchende

Unter »kulturnah« verstehe ich Modelle, die sich in ihrer Form und in der Wahl ihres Ortes kulturnah zeigen, nicht aber in dem Inhalt ihrer Botschaft. Exemplarisch dafür stehen Modelle wie GoSpecial. Diese Formen des Gottesdienstes finden bewusst im Bürgerhaus oder im Kino statt, um bereits in der Wahl des Ortes Alltagsnähe zu signalisieren. Der Kirchenraum wird als Schwelle wahrgenommen, die insbesondere für die, die auf der Suche sind, als zu hoch wahrgenommen wird. Demgegenüber soll ein »weltlicher« Raum die Schwelle zu Kirche und Gottesdienst niedrig halten (s. Friedrichs 2007, 10f).

Kulturnah bedeutet auch, es werden kulturelle Muster der Kommunikation gesucht, also Moderation, Theater, Film oder Kreuzverhör. Die kulturnahen Modelle suchen auch nach eigenen liturgischen Formen. Es werden, wie in anderen neuen Gottesdienstformen, die agendarischen Schlüsselsymbole durch »weltliche« ersetzt, Agenda durch Moderationskarten, Bibel durch Theaterstück, Gesangbuch durch Beamerprojektion neuer Lieder, Altar durch Bistrotisch und Talar

durch legere Kleidung – wie bei einer TV-Unterhaltungssendung. Dieser kommunikativen Kulturnähe zum Trotz bleiben aber die Inhalte der Botschaft konventionell. Sie werden, was typisch ist für dieses Modell, nicht vom besonderen Ort her inspiriert. Oder anders gesagt: Die Botschaft ist vorhanden, sie entsteht nicht im Dialog mit dem anderen Ort. Insofern ist dieser andere Ort eigentlich beliebig: Es kann das Bürgerhaus, es kann das Kino sein – und es wären auch andere Versammlungsorte denkbar. Denn es geht hier nicht um einen kulturell-religiösen Austausch, sondern um Kultur als Vehikel der Botschaft.

2. Die Einkaufsgalerie – oder: Kultur-offene Gottesdienste für Flaneure

Das zweite Modell hat seinen wesentlichen Unterschied zum ersten darin, dass es bewusst den anderen Ort als Inspirationsort für das Ausrichten der Botschaft sucht. Der andere Ort ist nicht beliebig, sondern wird in seinem religiösen Potenzial gesucht. Diese Modelle benenne ich mit dem Stichwort »kulturoffen«. Ihre Offenheit besteht nicht nur gegenüber neuen Formen, sondern auch in der Bereitschaft, die eigene Botschaft im »Wechselspiel« zwischen biblischer Tradition und kulturellem Ort erst entdecken zu können. In diesem Modell steht die Botschaft noch nicht fest, sondern wird dialogisch gesucht. Insofern gehört zu diesen Modellen das Bemühen, den »fremden« Ort genau wahrzunehmen und zu verstehen und mit denen, die diesen Ort »tragen«, zu sprechen. Der Gottesdienst der kulturoffenen Modelle sucht den Dialog und die Kooperation.

Ein Beispiel ist der bereits beschriebene Gottesdienst in einer Einkaufspassage. Das Modell zielt darauf, diesen Ort genau zu verstehen und an sein religiöses Potenzial »anzuknüpfen«, es aufzunehmen und mit dem eigenen Anliegen zu verbinden. Wer sich so auf den Ort einlässt, riskiert tatsächlich etwas von der eigenen Identität. Denn soll sich ein solch kulturoffener Gottesdienst wirklich religionsfähig zeigen, hätte er sich nicht nur dem Ort, sondern auch dem Publikum als einem urban-flanierenden Publikum aussetzen. Ist das möglich? Ein Gottesdienst für shoppende Flaneure? Das Projekt, von dem Cornelius-Bundschuh berichtet, versucht, das kirchlich-Eigene über die Musik (Posaunen), aber auch über die Anforderung, die

Galerie zumindest für die Zeit des Gottesdienstes offen für Obdachlose zu halten, einzulösen. Es hat sich dem Marktgesetz kurzer Rede unterworfen und liturgisch innovativ gezeigt, indem es eine moderne Prozession in der Galerie inszeniert hat. Aber es riskiert nicht, sich dem Publikum so, wie es ist, auszusetzen: Es bestand darauf, dass Gottesdienst als Unterbrechung nur stattfinden könne, wenn die Läden in dieser Zeit geschlossen haben. Das ist ver-

stän-
dlich, denn Gottesdienst basiert, wie oben angedeutet, wesentlich auf gemeinschaftlicher Gottesbegegnung. Dennoch wäre zu fragen, ob nicht auch für den Gottesdienst offenere, unverbindlichere Formen der Gemeinschaft denkbar sind.

Ein anderes Beispiel ist die im Rahmen des EKD-Projekts »Andacht anders« gehaltene Andacht: »Verborgener Tempel des Herrn« in der Kasseler Martini-Brauerei. In diesem Modell soll die klassische Form der Andacht – verbunden mit Gesängen von Morton Feldman und Hildegard von Bingen – helfen, den Ort in seiner spirituellen Kraft zu entdecken: »Er lässt erahnen: Gott ist tatsächlich gegenwärtig; auch an Orten, wo wir ihn vielleicht nicht vermuten.« (aus der Kurzbeschreibung)

3. Wunde Punkte der Stadt – oder:

Kulturkritische Bürger-Gottesdienste

Als dritten Ansatz, andere Orte des Gottesdienstes aufzusuchen, sehe ich ein kulturkritisches Modell. Hier werden bewusst Orte der Stadt, der Region, eines Dorfes aufgesucht, um sich an ihnen der »wunden Punkte« eines Ortes zu erinnern. Das Modell hat seinen Ursprung in dem Projekt »Passionspunkte« aus Wilhelmshaven. Kirche will hier nicht bei sich bleiben, sondern kritisch in die Stadtöffentlichkeit hinein wirken (Friedrichs 2008). Die Passionszeit wird liturgisch strukturiert, indem nach dem Aufsuchen von Orten, von denen Segen ausgeht, Andachten an Orten gefeiert werden, an den Verletzungen stattfanden, Verwundungen, Unmenschlichkeit, Orte des Krieges – auch spektakuläre Orte wie etwa das Dach des Karstadt-Kaufhauses, das im Krieg Flagg-Stützpunkt war

und in dieser Weise den Irrsinn, die Unmenschlichkeit dieses Krieges dokumentiert. Das Konzept setzt eine intensive Auseinandersetzung, ja zunächst ein aufmerksames Aufspüren solcher Orte voraus. Sie bestimmen in ihrer Weise stark die Inhalte der Ansprache – das Konzept der Passionspunkte lebt davon, dass die Kirche in Kooperation mit Personen des öffentlichen Lebens handelt. Darin wurzelt die Authentizität dieser aus sich selbst heraus gehenden Kirche: Sie muss es tun, um dort zu sein, wo Menschen heute Passion erleben und nach Perspektiven der Auferstehung fragen. Das Konzept erinnert an moderne Formen des Theaters, die den Theaterraum verlassen, um die Zuschauerinnen und Zuschauer durch Konventionsbruch ihrer Rolle kritisch ins Nachdenken zu versetzen und sie erleben zu lassen, was es bedeutet, Theater nicht nur aus dem Sitz heraus anzuschauen, sondern Theater – etwa aus dem Anhänger eines LKW heraus – in der sozialen Wirklichkeit zu sehen.

V. »Herausgehen«: Zusammenfassung und Impulse für die Praxis

Was folgt aus den Überlegungen und Beobachtungen für die gottesdienstliche Praxis? Das Thema »Andere Gottesdienste an anderen Orten« fordert uns als Kirche heraus, mit unserer liturgischen Tradition herauszugehen. Diese Bewegung ist ein Akt von hoher symbolischer Bedeutung. Denn Gottesdienst wird landauf landab an den Kirchenraum gebunden gesehen: Da gehört er hin, da wird er erwartet. Finden Gottesdienste an einem anderen Ort statt, wird mit dieser Erwartung gebrochen. Das aber ist für das eigene Selbstverständnis förderlich, denn dieses Herausgehen hält die eigene Identität im Fluss und fordert dazu heraus, sich zu vergewissern: Was ist Gottesdienst in evangelischer Sicht? Wo soll er wie stattfinden? Was fördert, was blockiert ihn?

Nicht nur für das eigene Selbstverständnis ist der Bruch mit der »Komm-Struktur« förderlich, sondern auch als Signal an die Öffentlichkeit: Kirche wird über ihre Gottesdienste wahrgenommen. Finden diese nicht nur in der Kirche, sondern in der »Welt« statt, bedeutet das: Wir haben es mit einer Kirche zu tun, die uns nahe kommen will, bei uns sein will, uns da aufsucht, wo wir leben. Drei Aspekte für die Praxis will ich nennen:

Menschen heute brauchen mehr denn je eine gewisse Distanz, um sich dem nähern zu können, was uns wichtig ist.



1. Arbeit am Gottesdienst

Verlassen wir als Kirche den traditionellen Ort des Gottesdienstes, den Kirchenraum, bedeutet das auch, an einer dem Ort je angemessenen Form des Gottesdienstes zu arbeiten. Der Akt des Herausgehens ist auch ein Akt der Innovation. Er setzt ein aufmerksames Wahrnehmen des Ortes voraus, ein Gespür für sein religiöses Potenzial wie auch ein Sensorium für das, was an ihm gottesdienstlich machbar ist oder auch nicht. Kann der Gottesdienst im Kirchenraum im Prinzip auf Routinen setzen, so erfordert der andere Ort in besonderer Weise gottesdienstliche Arbeit – bis hin in den Vollzug, der nicht Rahmenbedingungen setzen kann, die den Gottesdienst als ein kommunikatives Geschehen stützen: Sie müssen geschaffen werden, so Raumbegrenzungen, Atmosphären, kommunikative Situationen, die bündeln und konzentrieren.

2. Innovationen

Gottesdienste an anderen Orten zu feiern, bedeutet auch, im Zug der Entdeckung des anderen Orts und der Arbeit an einer angemessenen Form innovativ zu werden. Das kann den Ablauf, die Musik und einzelne liturgische Stücke betreffen. Es kann aber auch sein, dass es genau die »alte« Form ist, die »Neues« an einem Raum entdecken lässt – das ist an der Andacht »Verborgener Tempel des Herrn« zu lernen. Hier ist es die alte Form, die Neues erst entdecken lässt. Liturgische Innovation kann sehr unterschiedlich aussehen. Darüber hinaus stellt sich ganz grundlegend die Frage, ob es möglich ist, Gottesdienst auch für Flaneure zu denken. Das Beispiel »Gottesdienst in der Einkaufsgalerie« fordert, konsequent gedacht, einen Gottesdienst im Vorbeigehen und in Gemeinschaft auf Zeit. Ist das überhaupt möglich? M.E. ja, denn ich meine, wir sollten uns auch in unseren Formen auf die Suchbewegungen der Leute heute einlassen: Menschen heute

brauchen mehr denn je eine gewisse Distanz, um sich dem nähern zu können, was uns wichtig ist. Sie brauchen eine Beobachterperspektive, ein Blick, auch wenn es nur im Vorübergehen ist – etwas, was auch in anderem Zusammenhang zu beobachten ist, nämlich dem Krabbelgottesdienst, in dem der Wandel der traditionellen Gottesdienstkultur am stärksten sichtbar wird. Hier schauen die Eltern ihren Kindern über die Schultern, neugierig, was da passiert, offen und interessiert, aber immer aus einem Schutz heraus: Ich mache das alles nur für mein Kind.

3. Rückkopplungen

Wer Gottesdienst nur im Kirchenraum denkt und feiert, setzt sich der Gefahr aus, sich binnenliturgisch einzukapseln. Ich will nicht falsch verstanden werden: Hier, in der Kirche, hat Gottesdienst seinen Ort. Kirchen sind, um einen Begriff aus der Kirchraumdebatte aufzunehmen, »Heterotopien«, ganz eigene, andere Orte, die eine Gesellschaft braucht, um sich Auszeiten nehmen zu können. Dennoch ist es nötig, liturgisch den Kirchenraum zu verlassen – auch insofern, als dieses Verlassen des Ureigenen Rückkopplungseffekte auf den Gottesdienst im Kirchenraum erwarten lässt. Am Beispiel etwa der Jugendkirchen wird deutlich, dass Bewegungen in andere Räume der Kultur und Gesellschaft auch den Kirchenraum anders sehen lässt, und zwar als »offenen Handlungsraum« (Klemens Richter) der Gottesbegegnung.

Wer sich anderen Orten aussetzt, wird nicht bleiben, wie er ist. Meine Überlegungen zum Gottesdienst am anderen Ort möchten dazu anhalten, sich mutig dem Anderen auszusetzen, weil ich meine, dass wir anders gar nicht zu uns selbst kommen können – und zu unserem Auftrag, Menschen heute in ihren vielfältigen Lebenslagen auch gottesdienstlich zu begleiten.

Literatur:

- Cornelius-Bundschuh, Jochen: Mit der Einkaufstüte zum Gottesdienst? Überlegungen zur Möglichkeit liturgischen Handelns in einer Einkaufsgalerie, in: Stephan Bitter/Michael Meyer-Blanck (Hg.): Gottesdienst – eine kulturelle Gelegenheit, Rheinbach 2005, 37-65
- Daiber, Karl-Fritz: Diffundierende Religion, in: Lutz Friedrichs/Michael Vogt (Hg.): Sichtbares und Unsichtbares. Facetten von Religion in deutschen Zeitschriften, Würzburg 1996, 47-67
- EKD: Schwerpunktthema der Synode in Leipzig 2007: »Evangelisch Kirche sein«, in: www.ekd.de/synode2007/beschluesse/beschluss_kundgebung.html
- EKD: Andachten anders, in: www.kirche-im-aufbruch.ekd.de/zukunftswerkstatt/andachten_anders.html
- Fermor, Gotthard u.a. (Hg.): Gottesdienst-Orte. Handbuch liturgische Topologie, Leipzig 2007
- Friedrichs, Lutz: Alternative Gottesdienste, Hannover 2007
- Friedrichs, Lutz: Intensiv und unverbindlich. Praktisch-theologische Beobachtungen und Überlegungen zu neuen Gottesdienstformen, in: ThLZ 133 (2008), 1019-1034
- Richter, Klemens: Kirchenräume und Kirchenräume, Freiburg 1998
- Söffner, Hans-Georg: Messe in der Messe, in: kunst und kirche 65 (2002), 132f

Anmerkung:

- 1 Vortrag auf dem Impulstag »Andere Gottesdienste an anderen Orten« am 18. September 2010 in Kassel vor Pfarrerinnen, Prädikanten und Mitarbeiterinnen von Gottesdienstteams.